

Brennende
FESSELN

LAURA REESE

Brennende
FESSELN

Aus dem Amerikanischen
von Birgit Moosmüller



EROTIK-BIBLIOTHEK

Die Originalausgabe TOPPING FROM BELOW erschien
bei St. Martin's Press, New York

Umweltbinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt

Lizenzausgabe des Wilhelm Heyne Verlags
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München,
für die BILD-Erotik-Bibliothek 2006

Copyright © 1995 by Laura Reese

Copyright © 1996 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Printed in Germany 2006

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-69903-3

ISBN-13: 978-3-453-69903-8

<http://www.heyne.de>

*Weil die Erziehung eine wichtige Rolle spielt,
widme ich dieses Buch
meinen Eltern, Howard und Jane,
und allen meinen Geschwistern,
Howie, Ben, Mary und Janet.*

Danksagung

Mein Dank gilt all denen, die mich unterstützt und ermutigt haben und dabei oft große Geduld bewiesen: meinem Lektor Charles Spicer, der das endgültige Manuskript intensiv mit mir durchgearbeitet hat und mein Bestes in etwas noch Besseres zu verwandeln wußte; meiner Agentin Barbara Lowenstein, die meine Arbeit trotz aller Mängel annahm, mich dann zwang, durch heuristische Türen zu gehen, und damit wundervolle Dinge bewirkte; ihrer Assistentin Nancy Yost, die mir wertvolle Tips und Anregungen zum ursprünglichen Manuskript gab und mich in die richtige Richtung lenkte; Mary Mackey, die an meine Arbeit glaubte und sie auf eine Weise beeinflusste, die ihr gar nicht bewußt ist; Mary Koompin-Williams, ihres Zeichens Coroner von Yolo County, und J. L., die meine vielen Fragen unermüdlich beantwortet haben; C. Michael Curtis, der mir Hoffnung machte und mit Ratschlägen zur Seite stand, als ich sie am meisten brauchte; und meinen ganz besonderen Freunden Gail McGovern, Charles Smith und, in memoriam, Bob Stovall – die alle drei auf ihre eigene, einzigartige Weise als Katalysatoren fungierten und mir durch ihre vorbehaltlose Unterstützung immer dann Zuversicht schenkten, wenn ich an meiner Arbeit zu zweifeln begann.

Mir ist, als hätte ich seinen Totenkampf durchlebt. Es ist wahr, er hatte den letzten Schritt getan, er war über den Rand getreten, während ich meinen zögernden Fuß zurückziehen durfte. Und darin liegt vielleicht der ganze Unterschied; vielleicht sind alle Weisheit und alle Wahrheit und alle Aufrichtigkeit einfach zusammengedrängt in jenem einen unfaßbaren Augenblick, da wir die Schwelle des Unsichtbaren überschreiten.

Josef Conrad,
Herz der Finsternis

Und auch das... ist einer der finstersten Orte der Erde gewesen.

Joseph Conrad,
Herz der Finsternis

Bevor ich beginne

Es fällt mir nicht leicht, diese Geschichte zu erzählen. Ich widme sie dem Andenken meiner Schwester, die vor nur zehn Monaten, im Frühling letzten Jahres, an einem trüben Tag, an dem die Eichelhäher heiser schrien und die Sonne warm und sanft vom Himmel schien, tot in ihrer Wohnung in Davis aufgefunden wurde, während draußen die knospenden Bäume ihre ersten Blüten öffneten. Es war ein herrlicher Tag, die Art von Frühlingstag, die eine Verheißung von reiner Unschuld und Neubeginn bereithält – einer der Tage, an denen der Sonnenschein die Stadt erstrahlen läßt. Aber während draußen der Frühling seinen Einstand gab, lag drinnen in der Wohnung meine liebe Schwester, Klebeband über dem Mund und um die nackten Hand- und Fußgelenke gewickelt. Sie war brutal mißhandelt und gequält worden, und ihre Leiche verrottete – zwei Wochen lang unbemerkt – in der Hitze eines Raumes, in dem das Heizungsthermostat auf zweiundzwanzig Grad eingestellt war. Dies ist ihre Geschichte und die Geschichte von Michael M., einem Musikprofessor an der Universität, der immer noch in Davis lebt und den ich für ihren Mörder halte.

Mein Name ist Nora Tibbs, und meine Schwester Frances war vierundzwanzig, als sie starb. Wir sind beide in Davis aufgewachsen, einer kleinen Universitätsstadt, fünfundzwanzig Kilometer westlich von Sacramento. Der Tod ist für mich nichts Neues. Ich hatte einen jüngeren Bruder, Billy, der im Alter von nur zwölf Jahren bei einem Wanderausflug tödlich verunglückte. Es war eine schwierige Zeit für uns alle. Billys Abwesenheit war so schmerzhaft, die Erinnerung an ihn noch in

jedem Raum des Hauses lebendig. Meine Eltern sehnten sich nach einer Veränderung. Schließlich zogen sie mit Franny nach Montana. Ich war zehn Jahre älter als meine Schwester, und da ich gerade eine neue Stelle als Journalistin angetreten hatte, blieb ich zurück und zog nach Sacramento, an meinen Arbeitsort. Ein Jahr später waren meine Eltern tot. Sie waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen, und Franny, damals erst vierzehn, kam nach Sacramento, um bei mir zu leben.

Wir waren einander überhaupt nicht ähnlich. Ich bin wie mein Vater groß und athletisch gebaut und trete recht bestimmt auf, wenn die Situation es verlangt. Franny dagegen war weich und rundlich und blaß. Ihr Haut war zart wie die eines Babys, und sie hatte etwas Gemütliches, Zerknautschtes an sich: Ihre Klamotten waren immer groß und weit, ihre langen braunen Haare ein Wirrwarr aus Locken. Sie war ungewöhnlich schüchtern und daher leicht zu übersehen. Ihre Stimme wurde immer leiser, wenn ihr jemand zu aufmerksam zuhörte, und auf Partys – den wenigen, zu denen ich sie mitschleppen konnte – neigte sie dazu, sich wie ein Chamäleon dem Hintergrund anzupassen, indem sie einfach mit der Einrichtung verschmolz. Wenn jemand versuchte, sie ein wenig aus der Reserve zu locken, und ihr dabei zu nahe kam, wurde sie plötzlich spröde und ausweichend, als hätte sie ihr ganzes Leben damit verbracht, nervös auf den Moment hinzuzittern, in dem ein Lehrer sie herauspicken und nach etwas fragen würde, das sie nicht beantworten konnte: In solchen Momenten trat ein Ausdruck des Unbehagens in ihre Augen, sie wandte den Blick ab und zog den Kopf ein; sie verschränkte die Arme über der Brust, als wolle sie sich selbst umarmen, und zog sich in ihr Inneres zurück.

Franny arbeitete in Sacramento als Dialyseschwester, was bedeutete, daß sie die meisten Arbeitstage mit Leuten verbrachte, die Nierenprobleme hatten. Sie schloß sie an Ma-

schinen an, die sie am Leben erhielten, indem sie das Gift aus ihrem Blut herausfilterten. Es war kein Zufall, daß Franny Dialyseschwester wurde. Sechs Monate vor seinem Unfall erkrankte unser Bruder an Glomerulonephritis, einer Nierenentzündung, die bei ihm zu Nierenversagen führte. Er mußte zur Dialyse und kam auf eine Warteliste für eine Spenderniere. Nach Billys Tod faßte Franny den Entschluß, Dialyseschwester zu werden. Ich verstand ihre Motivation – sie und Billy waren nur ein Jahr auseinander gewesen und hatten einander sehr nahegestanden –, aber ihre Entschlossenheit wirkte fast schon besessen, als würde sie mehr von Schuld als von Liebe getrieben.

Trotzdem schien ihr die Arbeit zu liegen. Sie erwies sich – und das überraschte mich – als sehr kompetent. Jede Schüchternheit und Unsicherheit fiel von ihr ab. Sie huschte geschäftig im Büro herum, gab Medikamente aus, schloß einen Patienten an die Maschine an, maß bei einem anderen den Blutdruck, tröstete nebenbei einen dritten. Sie hatte alles unter *Kontrolle*. Wer Franny kannte, wußte, daß das kein Wort war, das die Leute normalerweise auf sie angewendet hätten. Aber ein paar Stunden später, sobald sie das Gefühl hatte, daß die Dinge sie zu überwältigen drohten, zog sie sich wie eine Schildkröte in ihren Panzer zurück.

Inzwischen war sie wieder nach Davis gezogen. Sacramento machte ihr angst – sie gewöhnte sich nie an die vielbefahrenen Freeways (die eigentlich gar nicht so hektisch sind, verglichen mit dem Verkehr in Los Angeles oder San Francisco), die Zeitungsberichte über Gewalttaten, Schießereien, gelegentliche Messerstechereien, Morde unter Bandenmitgliedern. Franny pendelte lieber zur Arbeit. Davis war ruhig, und abgesehen von ein, zwei Fahrraddiebstählen, gab es dort kaum Kriminalität. Sie mochte den Markt am Samstagvormittag im Central Park. Sie genoß es, mit ihrem Rad durch das Arboretum, die Baumschule auf dem Unigelände, zu fahren und am Putah

Creek die Enten zu füttern. Bei dieser Gelegenheit lernte sie Michael M. kennen.

Meine Schwester führte auf ihrem Macintosh-Computer ein bruchstückhaftes Tagebuch, das sie »Franny's File« nannte. Als ich es las, entdeckte ich, daß ich sie überhaupt nicht gekannt hatte. Sie schrieb über ihre Leidenschaften, über ihre Sehnsüchte und Sorgen. Sie schrieb über Michael M., über die Dinge, die er ihr antat, ihre Erniedrigung und Verzweiflung. Seine subtile, unterschwellige Schwärze sickert zwischen ihren Worten hindurch; trotzdem wirkt der Ton ihrer Tagebucheinträge naiv und unschuldig. Sie scheint nicht in der Lage gewesen zu sein, zwischen ihren eigenen Zeilen zu lesen und zu erkennen, wie krank M.s Phantasie war. Wie ein metastasenbildender Krebs manövrierte er sich in ihr Leben und machte sich daran, sie zu zerstören.

Die Polizei hat ihren Mörder noch nicht gefaßt, und obwohl die ermittelnden Beamten ihr Tagebuch gelesen haben, hat man M. laufenlassen. Aus Mangel an Beweisen, hieß es. Er habe kein Motiv, nichts, was ihn mit dem Verbrechen in Verbindung bringe. Das einzige, was das Tagebuch beweise, sagte ein Beamter nicht gerade taktvoll zu mir, sei, »daß Ihre Schwester in punkto Männer keine besondere Menschenkenntnis besaß«. Sie sind in eine Sackgasse geraten, aber ich habe vor, ihnen die Beweise zu liefern, die sie brauchen. Daß M. nicht angeklagt worden ist, heißt noch lange nicht, daß er die Tat nicht begangen hat. Jeder, der Frannys Tagebuch gelesen hätte – der gelesen hätte, was er ihr angetan hat –, würde verstehen, wieso er schuldig ist und wieso ich ihn nicht davonkommen lassen werde – nicht davonkommen lassen kann.

Ich habe immer geglaubt, daß die Menschen grundsätzlich gut sind, daß sie in einem Zustand der Gnade geboren werden, an dem nur ein unglückliches Umfeld etwas ändern kann. Ich habe immer geglaubt, daß das Böse – das ererbte, angeborne Böse – nicht existiert. Inzwischen bin ich mir nicht mehr

so sicher. Ich bin Journalistin, schreibe wissenschaftliche Artikel für den *Sacramento Bee*, und im Lauf der Jahre habe ich dabei folgendes gelernt: In der Debatte »Erbe versus Erziehung« erweist sich das Erbgut letztendlich als Sieger. Die Gehirnforschung gelangt zunehmend zu der Erkenntnis, daß die Gene eine viel größere Rolle für das menschliche Verhalten spielen, als bisher angenommen. Die Wissenschaftler spekulieren sogar, daß Gewalttätigkeit erblich ist und daß der männliche Teil unserer Spezies ein Gen in sich trägt, das ihn dazu drängt, sich aggressiv zu verhalten und eher den Krieg zu suchen als den Frieden. Männer benehmen sich einfach anders als Frauen, und nach Meinung verschiedener Wissenschaftler haben diese Verhaltensunterschiede biologische Wurzeln. An diesem Punkt sollte ich – nur, um Mißverständnisse zu vermeiden – vielleicht klarstellen, daß ich Männer mag, schon immer gemocht habe. Die Männer schlechtzumachen ist nicht mein Metier, und mein Ziel besteht nicht darin, aus einem höchst persönlichen Motiv heraus das gesamte männliche Geschlecht als böse darzustellen. Ich habe durchaus gute Beziehungen mit Männern gehabt.

Aber wenn es stimmt, daß Männer aufgrund ihrer Gene zu Gewalt und Aggression neigen, ist dann auch Böseartigkeit eine Frage der Biologie? Existiert das Böse als eine Art Normabweichung – vielleicht als Genmutation, als Folge eines schiefgegangenen Vererbungsprozesses? Existiert es in manchen Männern so ausgeprägt, daß es ein fester Bestandteil ihres Wesens ist? Die Antworten auf diese Fragen weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß manche Männer, sei es durch ihre Erbanlagen, sei es durch ihre Erziehung, tatsächlich böse sind, und diese Geschichte, Frannys Geschichte, handelt von dem Leid, das ein solcher Mann verursacht hat.

Böse Menschen sind nicht an ihrer schwarzen Kleidung zu erkennen, und sie werfen auch keinen Halbschatten unheilvollen Dämmerlichts. Sie sind von den Leuten im Nebenhaus

nicht zu unterscheiden. M. lehrt immer noch an der UCD, der University of California in Davis. Ich sehe ihn in Begleitung anderer Frauen, junger und alter. Er sagt etwas, und sie lächeln oder lachen. Er sieht harmlos aus, nicht wie ein Mensch, der eines Mordes fähig wäre. Trotzdem gelange ich, wenn ich das Tagebuch meiner Schwester lese, immer wieder zu der Erkenntnis, daß er ein böser Mann ist, ein Mann ohne Gewissen oder Seele. Er hat Franny zerstört, und zwar absichtlich und ohne Gewissensbisse. Sie war gefesselt und gefoltert worden, und trotzdem konnte der zuständige Gerichtsmediziner die genaue Todesursache nicht feststellen. Woran sie letztendlich gestorben ist, bleibt bis heute ein Rätsel.

Ich beginne diese Geschichte, ohne zu wissen, wie sie enden wird. Ich werde versuchen, mich an Frannys Tagebuch zu halten und die Ereignisse in der Reihenfolge aufzuzeichnen, in der sie sie in ihren Computer eingegeben hat. Aber in ihren Eintragungen gibt es große Lücken; sie hat Einzelheiten ausgelassen, Details, die ihren Mörder zur Strecke bringen würden. Das alles werde ich mir bei Michael M. holen müssen. Natürlich habe ich ihn schon gesehen, habe den Mann aus der Ferne beobachtet. Und bevor ich meine Geschichte beende, werde ich Kontakt mit ihm aufnehmen und ihn ziemlich gut kennenlernen.

Nach dem Tod meiner Schwester bin ich nach Davis zurückgekehrt. Da ich etwas Geld gespart hatte, war ich in der Lage, mich bei der Zeitung für längere Zeit beurlauben zu lassen; trotzdem schreibe ich noch gelegentlich als freie Mitarbeiterin einen Artikel für sie. Ich bin gerade dabei, im südlichen Teil der Stadt ein Haus zu mieten, in einem Viertel, das als Willowbank bekannt ist. M. lebt auch hier in Willowbank, im älteren Teil, wo die Häuser groß und weitläufig sind und die Bäume einen Baldachin über den Straßen bilden und während unserer heißen, trockenen Sommer angenehmen

Schatten spenden; wo es keine Gehsteige gibt und kaum Zäune, abgesehen von ein paar niedrigen, freundlichen Holzzäunen, die mehr aus ästhetischen Gründen als zum Schutz errichtet wurden. Ich bin hierhergezogen, um näher bei M. zu sein, um mir selbst ein Bild von ihm zu machen.

Immer wieder lese ich Frannys Tagebuch. Es beginnt so hoffnungsvoll, mit einer subtilen Ironie, von der ich gar nicht wußte, daß sie sie besaß:

Ich habe das Gefühl, demnächst eine Reise anzutreten. Etwas Wundervolles und Aufregendes geschieht mit mir. Ich fühle mich wie ein neuer Mensch, und das verdanke ich alles Michael. Er sieht Dinge in mir, die noch nie zuvor ein Mensch gesehen hat; er läßt mich Dinge fühlen, die ich noch nie zuvor gefühlt habe. Ich bin dabei, mich zu verändern, soviel steht fest. Ich wünsche mir so sehr, aus meinem trägen, sicheren Leben herauszutreten und mich meinen Träumen zu stellen, meine Leidenschaften freizulassen. Ich möchte mich in Michaels Gewalt begeben, die Zügel ganz ihm überlassen. Gestern abend hat er versprochen, mir Orte zu zeigen, an denen ich noch nie gewesen bin. Ich habe zu ihm gesagt: »Die Galápagos-Inseln? Hawaii?«, aber ich wußte, daß er es nicht geographisch meinte. Oh, Michael! Ich habe nie gewagt, von jemandem wie dir zu träumen. Ich dachte, du wärst unerreichbar für mich, aber jetzt stelle ich fest, daß deine Fingerspitzen die meinen berühren.

Was für ein unschuldiger Anfang, voll nackter Hoffnung und Freude. Ihre Reise sollte nicht so unschuldig werden.

Sie begann wie ein Traum – Frannys Beschreibungen ihrer ersten sexuellen Begegnungen mit M. sind mit einem Roman-tizismus eingefärbt, der etwas fast Traumartiges, märchenhaft Idyllisches hat –, und sie endete als Alptraum, als langsamer Abstieg in das schwarze Herz eines bösen, sadistischen Man-

nes, als eine Reise in die Hölle, aus der es keine Rückkehr gab.

Deshalb widme ich diese Geschichte Franny, ihrem Andenken. Ich schreibe diese Geschichte, weil ich muß. Ich spüre, daß ich keine Wahl habe: Sie ist zu meiner eigenen Obsession geworden. Wie Conrads Marlow, wie Coleridges alter Seemann bin ich gezwungen, diese Geschichte zu erzählen. Ich lerne gerade, daß Schriftsteller sich ihre Obsessionen nicht aussuchen; die Obsessionen suchen *sie* aus. Ich erzähle Frannys Geschichte, weil sie selbst dazu nicht mehr in der Lage ist. Ich erzähle ihre Geschichte, um die Wahrheit zu enthüllen und M. zu entlarven – um das zu tun, wozu die Polizei nicht fähig war. Wir leben in einer Gesellschaft, in der Menschen für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden, und M. muß die Verantwortung für die seinen übernehmen. Er hat Franny auf eine dunkle Reise mitgenommen, von der sie nie zurückgekehrt ist. Ich werde dieselbe Reise antreten, aber ich habe länger gelebt als meine Schwester, und selbst wenn ich nicht weiser bin als sie, bin ich doch wenigstens erfahrener. Diesmal wird die Reise anders enden, da bin ich mir sicher – für M. und für mich.

ERSTER TEIL

FRANNY

I

Am letzten Tag des Monats Oktober wurde Frances Tibbs, während sie über das Unigelände radelte, klar, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben verliebt war.

Zumindest glaubte sie, verliebt zu sein. Sie hatte es noch nicht laut ausgesprochen, die Worte noch nicht auf der Zunge getestet, aber es fühlte sich an wie Liebe: Alles erschien ihr frisch und neu und aufregend.

Plötzlich trat ein Mann vor Franny auf den Weg und erschreckte sie fast zu Tode. Sie zog die Bremsen und wich ihm aus, kam gerade noch an ihm vorbei. Er hatte sich einen Nylonstrumpf über den Kopf gezogen. In der Rechten trug er einen riesigen Revolver, vielleicht auch ein Gewehr oder eine Schrotflinte. Franny kannte den Unterschied nicht, aber bei genauerem Hinsehen fand sie, daß sie Waffe nicht besonders echt aussah. Sie war kleiner, als sie sich ein Gewehr vorstellte, und schien aus Plastik zu sein.

Plastik.

Eine Spielzeugwaffe. Es war Halloween, fiel ihr ein. Der Mann – jetzt sah sie, daß es nur ein College-Student war – war offenbar zufrieden mit dem Schrecken, den er ihr eingejagt hatte. Anzüglich grinsend schulterte er sein Gewehr und trotete weiter.

Mit dem Gefühl, sich zum Narren gemacht zu haben, stieg sie wieder auf ihr Rad und strampelte den Weg am nördlichen Arm des Putah Creek entlang. Hier, in seinem eingedämmten

nördlichen Teil, führte der Flußarm nur wenig Wasser. Es war brackig, hatte eine unguete grüne Farbe und verströmte einen abgestandenen, modrigen Geruch, den sie nur zu gern hinter sich ließ. Hatte man erst einmal das oberste Ende des Flußarmes erreicht, wurde der Weg sehr angenehm. Zu beiden Seiten war er von Bäumen und dichter, dunkelgrüner Vegetation gesäumt, und die Luft war von erdigen, hölzernen Gerüchen erfüllt. Sie radelte in der Hoffnung hier heraus, ihren neuen Freund Michael zu treffen. Sie hätte nicht erklären können, was genau sie zu ihm hinzog. Sie wußte nur, daß sie ständig an ihn dachte und daß ihr Leben irgendwie ein wenig heller vorkam, seit sie ihn getroffen hatte, als stünden ihr plötzlich mehr Möglichkeiten offen. In gewisser Weise erinnerte er sie an ihren Vater, einen geduldigen, ruhigen Mann, von dem sie gewußt hatte, daß er sie beschützen würde. Es war schon so lange her, daß ihre Eltern gestorben waren, und obwohl sie eine Schwester hatte, fühlte sie sich allein auf der Welt. Aber Michael hatte eine so einfühlsame Art, sie anzusehen, als könnte er mit einem einzigen Blick ihre ganze Geschichte erfassen. Es war ein schönes Gefühl.

Sie hatte eine Stelle erreicht, wo es abwärts ging, und beschleunigte. Radfahren war Teil ihres neuen Diätplans. Sie hatte mehrere Lieblingsstrecken: den Weg zwischen den Solarhäusern im Westteil von Davis hindurch, den Howard-Reese-Fahrradweg entlang des Russell Boulevard bis hinaus nach Cactus Corners und die Strecke, auf der sie sich gerade befand und die sie am häufigsten fuhr, den Weg, der am südlichen Rand des Unigeländes entlang des Putah Creek verlief. Der Pfad war schmal und schlängelte sich durch die Baumschule der Uni, eine waldige Enklave aus Büschen und Bäumen, hauptsächlich Mammutbäume, Koniferen und Eukalyptus. Franny liebte diesen Ort. Unter den Bäumen waren Picknicktische versteckt, auf dem Boden lagen Holzspäne und heruntergefallenes Laub, das sich allmählich zersetzte, und

der Geruch, der in der Luft hing, war ein sehr alter; er erinnerte sie an frühere Zeiten. Es war der feuchte, humusschwere Geruch längst vergessener Orte und alter Zivilisationen, die unter unzähligen Schichten von Schutt und Verwesung begraben lagen.

Sie überquerte einen hölzernen Brückenbogen, um zu einem grasbewachsenen Hügel auf der anderen Seite des Flußarmes zu gelangen. Hier dehnte sich das Wasser zu einem breiten, trüben Teich aus. Ein guter Platz, um Enten zu beobachten. Zu dieser Tageszeit, am späten Nachmittag, war auf dem Campus wenig los, und sie hatte diesen Ort so ziemlich für sich allein. Sie stieg ab, setzte sich ins Gras und hing ihren Tagträumen nach. Sie hoffte, daß Michael vorbeikommen würde. Die Luft war kühl – aber nicht so kalt, wie sie in ein paar Wochen sein würde, wenn der Nebel sich über das Land senkte und einem bis in die Knochen kroch –, und der Himmel hatte eine Art schmutzige Spülwasserfarbe, stumpf und grau. Ein leichter Wind kräuselte die Oberfläche des Wassers und raschelte durch die Baumwipfel. Hin und wieder ließ ein stärkerer Windstoß rötlichbraune Blätter durch die Luft flattern.

Franny schlang die Arme um die Knie, um sich warm zu halten. Der Rasen war gerade erst gemäht worden und verströmte noch den frischen, feuchtgrünen Geruch frisch gemähten Grases. Vor vielen Jahren, als sie noch ein Kind war, war ihr Vater mit ihr und Billy manchmal hierhergekommen. Ihre ältere Schwester Nora war damals schon im Teenageralter und nicht dazu zu bewegen, sie zu begleiten. Aber Franny und Billy liebten das Arboretum, und manchmal saßen sie einfach bloß da, wie in Trance, mit geschlossenen Augen, und saugten die Geräusche rundherum in sich auf. Oft hörten sie auch zu, wie ihr Vater, ein Experte für Umweltfragen, ihnen von der Beziehung des Menschen zur Natur erzählte. Es gebe ein evolutionäres Band, hatte er ihnen mehr als einmal erklärt, das sich im Laufe von Millionen Jahren entwickelt habe und

die Menschen untrennbar mit ihrer Umgebung verbinde, mit der Erde, der Sonne, dem Himmel. Und tatsächlich: Hier draußen, wo nur das Rauschen des Windes in den Bäumen, das sporadische Geschnatter der Enten und hin und wieder das zischende Geräusch eines vorbeifahrenden Radfahrers zu hören war – hier draußen fühlte sie sich irgendwie ruhig, verwurzelt. Ob das die Anziehungskraft der Natur war oder die schützende Kraft ihrer liebevollen Erinnerungen an ihren Vater, wußte sie nicht. Inzwischen gehörte für sie beides untrennbar zusammen.

Zwei College-Studenten, ein Junge und ein Mädchen, gingen Arm in Arm über die Brücke und blieben in der Mitte stehen, um auf das Wasser hinabzublicken. Wehmütig beobachtete Franny ihre sorglosen, verträumt lächelnden Gesichter. Sie waren offensichtlich verliebt. Franny mußte ebenfalls lächeln. Sie hörte die beiden reden, konnte aber die einzelnen Worte nicht verstehen. Ihr Lachen stieg in die Baumwipfel hinauf.

Franny ließ ihren Blick weiter in Richtung Campus schweifen. Sie hielt nach Michael Ausschau. Vor drei Wochen hatte sie ihn hier kennengelernt. Sie hatte gerade altes Brot aus einer Tüte an die Enten verfüttert, als plötzlich jemand hinter ihr gesagt hatte: »Sie sind keine Studentin.«

Erschrocken war sie herumgefahren. Sie hatte Michael vorher noch nie gesehen. Er war groß, mit olivfarbener Haut und dunklem Haar, das an den Schläfen bereits ergraute. Aus den Falten in seinem Gesicht hatte sie geschlossen, daß er Ende Vierzig sein mußte. Er hatte etwas Wissendes, fast Zynisches an sich, als hätte er schon alles gesehen und getan. Er hatte beide Hände in den Hosentaschen und starrte sie mit unergründlicher Miene an, ohne zu blinzeln. Franny senkte den Kopf. Als sie wieder aufblickte, beobachtete er sie noch immer. Seine Augen wirken kalt und gefühllos, hatte sie damals gedacht, aber dann war langsam ein Lächeln auf seine Lippen

getreten. Sie empfand es als unangenehm, so im Zentrum seiner Aufmerksamkeit zu stehen, und hatte das Gefühl, irgendwie begutachtet zu werden, als würde er gerade eine Entscheidung über sie fällen.

»Nein«, antwortete sie, »ich bin keine Studentin« und wurde rot, als hätte er sie bei irgend etwas Verbotenem ertappt, obwohl sie genau wußte, daß das nicht der Fall war. Sie wandte sich ab. Verlegen riß sie ein Stück Brot ab und warf es einer Ente hin. Fünf hatten sich vor ihr versammelt, Stockenten mit schimmernden grünen Köpfen, und nun raufte sie um das Brot. Sie warf ihnen den Rest hin und griff in die Tüte, um für Nachschub zu sorgen. Der Mann hatte sich nicht von der Stelle gerührt, und sie spürte, daß er sie immer noch beobachtete. Sein Blick verunsicherte sie.

»Sie sehen auch nicht aus wie eine Studentin«, sagte er schließlich, und Franny fragte sich, wieso nicht. Schließlich lag ihre Schulzeit noch nicht so lange zurück.

»Ich habe Sie schon öfter hier draußen im Gras liegen und die Enten füttern sehen. Sie kommen immer um diese Zeit und immer allein.«

Franny warf ihm einen schnellen, schrägen Blick zu, sagte aber nichts. Daß sie schon seit Wochen von jemandem beobachtet worden war, beunruhigte sie ein wenig. Wieder sah sie ihn an. Alles an ihm war scharf und klar gezeichnet: das kantige Kinn, die gerade, scharf geschnittene Nase, der schlanke, aber kräftige Körper. Er war nicht gerade das, was man einen schönen Mann nannte, aber er war beeindruckend. Zu beeindruckend. Sie wünschte, sie hätte etwas Häßliches an ihm entdecken können, irgend etwas, das ihn weniger einschüchternd gemacht hätte, vielleicht ein bißchen Fett um die Taille oder Hängebacken.

»Darf ich?« fragte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er sie am Handgelenk und zog ihr die Scheibe Brot aus der Hand. Franny brachte kein Wort heraus, so sehr war sie

von der Intimität dieser Geste überrascht. Sie sah zu, wie er die Enten mit ihrem Brot fütterte.

Er sagte: »Neuerdings schaue ich um diese Zeit immer hier heraus, weil ich hoffe, Sie zu finden. Wenn Sie nicht da sind, kommt mir mein Tag irgendwie unvollständig vor, als würde etwas fehlen.« Er wandte leicht das Gesicht und sah sie an. In seinen Augen funkelte eine Spur von Schalk. »Anscheinend gehören Sie schon zu meinem Tagesablauf wie meine morgendliche Tasse Kaffee.«

Franny hatte über seine Worte gelächelt. Mit Koffein war sie noch nie verglichen worden. Dann hatte er sich vorgestellt, und seit drei Wochen traf sie sich hier regelmäßig mit ihm. Er kam nicht jeden Tag. Manchmal blieb er mehrere Tage weg, bis sich ihr Magen angstvoll zusamm zog und sie sich zu fragen begann, ob sie ihn jemals wiedersehen würde. Aber dann tauchte er wieder auf und fing einfach zu reden an, ohne irgendein erklärendes Wort über seine lange Abwesenheit zu verlieren. Er hatte eine ruhige, entspannte Art, die es ihr leicht machte, mit ihm zu reden, auch wenn sie das Reden eigentlich meistens ihm überließ. Im Gegensatz zu manchen anderen Menschen schien ihm das aber nichts auszumachen, und er drängte sie auch nicht, mehr aus sich herauszugehen. Er schien instinktiv zu wissen, daß sie schon von selbst kommen würde, wenn sie soweit war. Dafür war sie ihm dankbar – die meisten Leute gaben sie auf, bevor sie begann, sich in ihrer Gegenwart wohl zu fühlen –, und es dauerte nicht lange, bis sie sich eingestehen mußte, daß sie nicht wegen der sportlichen Betätigung zum Putah Creek radelte, sondern in der eindeutigen Absicht, ihn zu treffen. Wenn er nicht kam, war sie jedesmal enttäuscht.

Michael arbeitete als Musikprofessor an der Uni. Er war kultiviert und intelligent, ein Typ, von dem sie nicht geglaubt hätte, daß er sich je für sie interessieren würde. Nicht, daß sie einen bestimmten Typ hatte. Sie war mit einigen Männern zu-